Noch ein Beitrag zur Geschichte der Freundschaft[1]).

Ἄνευ γὰρ φίλων οὐδεὶς ἂν ἕλοιτο ζῆν, ἔχων τὰ λοιπὰ ἀγαθὰ πάντα·
Aristot. Eth. Nic. VIII. 1.

Wie sehr sich von Zeit zu Zeit das Verhältniss des Menschen zu den irdischen Gütern verändert, so sind auch ähnlichen Schwankungen die geistigen Güter unterworfen. Ihr wechselnder Werth wird nicht auf dem Markte des Lebens festgestellt, sondern in dem engeren Kreise derer, welche den Trieb nach sittlicher Vervollkommnung in sich tragen und pflegen. Diese Erfahrung machen wir auch an dem Gute der Freundschaft, jener besonderen Form der sittlichen Liebe, wodurch zwei verwandte Geister ohne Rücksicht auf Nutzen und Genuss zu einer engeren Lebensgemeinschaft verknüpft werden. Einst mit Enthusiasmus gefeiert und von ganzen Geschlechtern gepflegt, von Dichtern besungen und von Philosophen ihrem Wesen nach untersucht, ist sie uns neuerdings wie abhanden gekommen, sie ist ein Geheimniss geworden, über das weder Leben noch Wissenschaft sich ins Klare gesetzt hat. Dafür würden uns Aristoteles und Cicero gewiss keine Lobsprüche ertheilen. Und doch ist heute noch der Betrachtung werth, wie diese Idee von dem wesentlichsten Einfluss gewesen auf Kunst und Wissenschaft, wie sie wirksam und eine bedeutende Triebkraft geworden im Leben grosser Männer; es ist immer noch zu untersuchen, welches Recht und welcher Platz ihr gebühre in einem zusammenhängenden System der Sittenlehre.

Um von einigen Thatsachen auszugehen, welche das Interesse an dem Gegenstande zu wecken geeignet scheinen, so finden wir schon im alten Testamente die Freundschaft Davids und Jonathans als ein Beispiel aufgestellt, das der schönsten Zeiten des gebildetsten Volkes würdig ist; zahlreiche Stellen in Salomos und Jesus Sirachs Sprüchen handeln von ihr, die Sekte der Essener hatte unter sich einen Bund der Freundschaft errichtet; im neuen Testamente sehen wir ein vertraulicheres Verhältniss zwischen Christus und dem

---

[1]) Dieses »noch« bezieht sich nicht nur auf die zahlreichen, von C. F. Stäudlin: Geschichte der Vorstellungen und Lehren von der Freundschaft 1826, und von C. G. Jacob, zu Luciani Toxaris 1825 angeführten Schriften, sondern auch auf neuere, wie z. B. auf E. Curtius, Göttinger Festreden, 1863: »Die Freundschaft im Alterthume« S. 185 und C. Fortlage, acht psychologische Vorträge, 1869: »Ueber die Freundschaft«. S. 275.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jünger, »den der Herr lieb hatte.« — Stärker als bei den Völkern des Morgenlandes tritt die Freundschaft bei den Griechen hervor, indem sie an der Freiheit der griechischen Staaten einen mächtigen Halt fand. Von den ältesten Zeiten her war sie die Seele des geselligen und staatlichen und sittlichen Lebens der griechischen Stämme und vielleicht hat kein Volk das Wesen derselben im Leben und in der Kunst schöner dargestellt, als das griechische zu seiner besten Zeit. Sie ersetzte ihnen, was ihrer Religion an ethischer Kraft und Weichheit des Gefühls abging, sie wurde selbst eine Art Religion; Wahrhaftigkeit, Treue, Liebe, Selbstverleugnung und andere hohe Tugenden kamen durch sie zur reichsten Entfaltung. Dass sie nur unter Tugendhaften bestehe, dass sie nur ein sittliches Handeln erzeugen könne, und sie für Unsittliche gar nicht vorhanden sei, war ein gemeiner Satz der alten Sittenlehre; sie war ein Kennzeichen hellenischer Ethik und wer hellenisch gesinnt sein wollte, musste sich durch sie bewähren. Ihre Philosophie machte sie zum besonderen Gegenstande der sorgfältigsten Untersuchung; wie die Wissbegierde seit Sokrates zu ihr hinführte, so wurde sie wieder der Anfang fruchtbarer Belehrung; zwischen Lehrern und Schülern bestand ein auf voller Gegenseitigkeit beruhendes Verhältniss, jeder gab ohne Rückhalt an den andern seine ganze Seele hin. Und wie sie Antrieb wurde zur Tugend und Erkenntniss, so bezeigte sie sich auch wirksam im Staatsleben und in freien Verbindungen; Gymnasien und Uebungsplätze der Jugend wurden ihre Stätten, besonders in den dorischen und in den äolischen Staaten; in der Schlacht standen die durch Freundschaft Verbundenen in einer Phalanx neben einander, bereit, alle wie einer zu siegen oder zu sterben.[2]) — Homer ist nie schwungvoller und ergreifender, als da, wo er die Freundschaft von Achilleus und Patroklos besingt, und mitten unter dem wilden Getümmel selbstsüchtiger Leidenschaft im Lager der Achäer ruht auf dieser Liebe wie auf einer Oase unser Blick mit Freuden; sie ist der Kern seiner ganzen Ilias.[3]) Wie die Zwillingsgestirne der Freundschaft in Theseus und Pirithous, Damon und Phintias ihre Namen der Nachwelt überliefert haben, so haben die Freundschaft des Orestes und Pylades Dichter und plastische Künstler verewigt. Ein Freundespaar, Epaminondas und Pelopidas, hob Theben auf eine früher nie geahnte, leider nur kurze Blüthe der Macht, und Alexander, von Griechen erzogen, blieb gross so lange, als er über seinen Freund Hephästion, den die Mutter des Königs Darius als Alexandern begrüsst hatte, des Ausspruchs fähig war: »Du brauchst dich nicht zu beunruhigen, auch dieser ist Alexander«. — Pythagoreer wie Sokratiker verbanden die Freundschaft mit der Forschung; jene gaben unter den alten Philosophen das glänzendste Bei-

---

[2]) E. Curtius, S. 185; Stäudlin, S. 11.

[3]) Homers Ilias X. 224: »Wo zwei wandeln zugleich, da bemerkt der eine und der andere — Schneller was heilsam ist; doch der Einzelne, ob er bemerket — Stets doch ist langsamer sein Sinn und schwach die Entschliessung«. Preis der Fr. findet sich unter den späteren Dichtern besonders bei Euripides.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

spiel derselben, indem ihre auf strenge Erziehung und Gemeinschaft gegründete Gesellschaft von etwa 300 Mitgliedern eine Zeitlang die Republik Kroton verwaltete. — Sokrates erkannte recht wohl ihren hohen Werth als Beförderungsmittel der Sittlichkeit (Xenoph. II. 4—7), er suchte auf Strassen und Gymnasien und in Werkstätten nicht Schüler, sondern Freunde, die ihm ihre Seele offenbarten; seine Philosophie war an die Form der Gemeinschaftlichkeit und Mündlichkeit selbst zum Zweck der eigenen Belehrung gebunden; die Sokratische Methode, die Platonische Philosophie, ist die Frucht einer solchen philos. Freundschaft. Einen Mann, rein im Leben, erhaben in Lehre und Wandel, mussten mit Begeisterung lieben, welche ihn zu begreifen im Stande waren.

Die Römer, in der Sphäre geistiger und literarischer Thätigkeit mühevolle Nachahmer der Griechen, haben durch Wort und That auf dem vorliegenden Gebiete weniger geleistet. Erst als sie sich an ihrem Realismus gesättigt hatten, machten sich edlere Bedürfnisse geltend. Als vereinzelte Beispiele stehen da die Freundschaften des Lälius und Scipio, des Cicero und Attikus, des Mäcenas und Horaz. Ciceros Schrift von der Freundschaft mag immerhin als ein oberflächliches Excerpt aus griechischen Werken, die er nicht immer verstand, wegen dialektischer Schwäche des Planes und einzelner Urtheile[4]) getadelt werden, sie ist doch in jeder Hinsicht durch Ernst der Gedanken, wie er von der Reife des Alters zu erwarten ist, und Anmuth der Sprache empfehlenswerth, ja er hat in seine beiden Schriftchen, den Cato und den Lälius, das Edelste seiner Seele niedergelegt und in die letztere vornehmlich die Begeisterung, welche ihm die Freundschaft mit Pomponius Attikus einflösste. Diese dauerte ohne Unterbrechung und, ohne dass je eine Wolke sie trübte, bis zu ihrem Tode fort; so hat Cicero Niemanden geliebt[5]) und Attikus, der weltklügste aller Römer, der es mit keiner Partei verdarb, hatte nur diese einzige Leidenschaft, die Freundschaft. Diese hat er befriedigen können und, nachdem sie sein Leben verschönert hatte, hat sie auch seinen Namen verherrlicht. Deshalb haben auch die zahlreichen heute noch erhaltenen Briefe Ciceros an Attikus, die eine fast lückenlose, fortlaufende Geschichte jener Zeit bieten, als wahrster und aufrichtigster Ausdruck der jedesmaligen Stimmung einen so hohen Werth. Da er bei seiner naiven Offenheit für diesen am wenigsten ein Geheimniss hatte, geben sie den besten Aufschluss über das Leben und den Charakter eines Mannes, der zu den merkwürdigsten seiner Zeit gehört. Sie lassen uns den Schriftsteller bewundern, aber auch den Menschen trotz seiner Schwächen lieben. Es wäre zu weitläuftig, hierorts alle die freundlichen Worte, wovon jener Briefwechsel voll ist und in welchen sich das Herz ausdrückt, zusammenzustellen; als in dieser

---

[4]) Wie er z. B. meint, einiges dürfe der Freundschaft willen vom strengen Recht abgewichen werden, nur zu arg müsse die Zumuthung nicht sein (c. 17).

[5]) Corn. Nepos c. 16: eum (Atticum) praecipue dilexit Cicero, ut ne frater quidem ei Quintus carior fuerit vel familiarior.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hinsicht bemerkenswerth möchte ich nur hervorheben: I. 17, 18, 33. II. 20, 22, 24, 25. XII. 3, 14, 51. XVI. 2, 3.[6])

Die rührende Erzählung von der Freundschaft des Nisus und Euryalus in Vergils Aeneis (IX. 176—446) bildet die herrlichste Episode des ganzen Gedichtes und offenbart ganz besonders, wie der Dichter nicht nur ein kunstfertiger Meister im Versbau, sondern auch echter Begeisterung für alles Edle fähig gewesen, wie die ihm unter Andern auch von Horaz bewiesene Freundschaft in seinem Herzen Anklang gefunden.[7])

Das Mittelalter bietet, so viel uns bekannt ist, ein an Untersuchungen und Beispielen für unsern Gegenstand nur unfruchtbares Feld. Die christlichen Theologen liessen ihn bei Seite liegen[8]). Eilenden Fusses betreten wir das Gebiet des vorigen Jahrhunderts. Die Empfindung der Freundschaft regte sich damals im ganzen deutschen Geschlechte; zu den merkwürdigsten Erscheinungen aber gehört der Kultus derselben, welcher die Dichter der sächsischen Schule, die sogenannten Bremer Beiträger: Hagedorn, Ebert, Giseke, Rabener, Gellert, Gärtner, A. und E. Schlegel, Schmid, Zachariä, Kleist u. s. w., für die heiligsten Gefühle warm begeisterte Sänger der Religion, des Vaterlandes, der Freiheit und der Liebe, in einem engeren Zirkel um Klopstock schaarte. Er errichtete ihnen in dem schönsten Gedicht seiner Jugend, in der tief empfundenen Ode: An meine Freunde, später überschrieben: Wingolf, ein Denkmal; er gibt darin eine Schilderung jenes Kreises, worin er jedem sein charakteristisches Merkmal zuertheilt und darauf hinweist, dass allein das Herz, das tiefe Gefühl der unversiegliche Born aller echten Poesie sei. Seine, wenn auch nicht durch Feuer und Schwung der Darstellung, so doch gewiss durch tiefe Empfindung ausgezeich-

---

[6]) G. Boissier, Cicero und seine Freunde, deutsch von E. Doehler, 1869, S. 156. Beide waren von der Wahrheit überzeugt: »cui potest esse vita vitalis, ut ait Ennius, qui non in amici mutua benevolentia conquiescat?« — Cic. ad Atticum I. 17: Postremo non labor meus, non requies; non negotium, non otium; non forenses res, non domesticae; non publicae, non privatae carere diutius tuo suavissimo atque amantissimo consilio ac sermone possunt. I. 18: Illae ambitiosae nostrae fucosaeque amicitiae sunt in quodam splendore forensi; fructum domesticum non habent. Itaque cum bene completa domus est, tempore matutino cum ad forum stipati gregibus amicorum descendimus, reperire ex magna turba neminem possumus, quocum aut jocari libere aut suspirare familiariter possimus. Quare te exspectamus, te desideramus, te jam etiam arcessimus. Multa enim sunt, quae me sollicitant anguntque, quae mihi videor aures nactus tuas unius ambulationis sermone exhaucire posse.

[7]) Heyne ist von der Stelle so begeistert, dass er dabei ausruft: Quem vero ne hujus quidem loci dulcedine tactum videant (magistri) juvenem, eum omni liberali disciplina indignum judicent. — Virgil schliesst sie mit den Worten:

Fortunati ambo! si quid mea carmina possunt,
Nulla dies unquam memori vos eximet aevo,
Dum domus Aeneae Capitoli immobile saxum
Accolet imperiumque pater Romanus habebit.

[8]) Stäudlin, S. 108.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

neten und deshalb ansprechendsten Oden und Elegieen sind unstreitig die an Ebert, Giseke, Bodmer, Gleim, der Zürichersee u. s. w. Mag auch diese nicht nur in Dichterkreisen, wie z. B. auch in dem Halberstädtischen und in dem Göttinger Hainbunde, einem nach Massgabe des Klopstockschen Wingolf gestifteten Bunde, sondern auch im Leben überhaupt weit verbreitete, spöttisch benannte Freundschaftlerei oft in Schwärmerei und krankhafte Empfindelei ausgeartet sein, so dass man Thränen vergoss bei den Leiden eines Romanhelden, aber taub war, wenn das wirkliche Elend des Lebens an die Thür pochte; wir in unserer praktischen Nüchternheit sind der Gefühlsweise, aus welcher jene Gedichte stammten, entwachsen, wir haben an der Aufrichtigkeit derselben nicht zu zweifeln und nicht darüber zu lächeln, dass damals das deutsche Gemüth, in schwerem religiösem und politischem Druck erstarrt und verkümmert, wieder für seine hohen und unvergänglichen Ideale entflammte, dass jene Dichter sich retteten aus der Unwahrheit der früheren Poesie, deren reinen Quell im Herzen fanden und durch dieses allein, so wie auch oft durch die Sehnsucht nach Freundschaft sich zum Dichten begeistern liessen. Und wer kann über jene Richtung der Gemüther spotten, wenn er damit ein Schauspiel in Zusammenhang bringt, mit welchem in der ganzen Geschichte der Literatur nichts zu vergleichen ist, die Freundschaft zwischen Goethe und Schiller? Nicht mehr Jünglinge, die eine schwärmerische Freundschaft schliessen, sondern Männer von grundverschiedenen Naturen, die sich ernst verbinden für die Zwecke der Poesie, fand einer in dem Andern, was er lange vermisst hatte, und aus der Vereinigung ihrer Kräfte entfaltete sich eine neue Welt, ein echter und probehaltiger Freundschaftsbund. Beide waren unerschöpflich im gegenseitigen Geben und dankbaren Empfangen; der Wetteifer ihrer Naturen war über persönliche Nebenbuhlerschaft erhaben; beide hatten die höchsten Ziele vor sich, aber ihre Wege dahin waren, wie ihre Naturen, verschieden, kreuzen konnten sie sich nie; der Zuwachs, den der Eine an Ruhm gewann, konnte dem Andern nie Abbruch thun; beide waren ihres Volkes und ihrer Zukunft sicher.[9]) Für Goethe war damals ein neuer Frühling angebrochen, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenem Samen und Zweigen hervorging; er wurde aus einer Erstarrung zu neuem Leben erweckt. Schiller hielt diese von Gott gewährte Freundschaft für das wohlthätigste Ereigniss seines Lebens. Sie trübte sich, so lange sie lebten, keinen Tag, treulich hielten sie ihre Hände gefasst, bis der Tod sie trennte. — Besonders fühlte Schiller, wie in der Regel grosse Menschen, das glühendste Freundschaftsbedürfniss. Früh hatte er ihren Werth kennen gelernt, als er an Körners warmem Freundesherzen gesundete zu innerer Versöhnung und vertrauender Lebensfreudigkeit; kein Wunder, wenn er zu eben der Zeit, als die Philosophie der reinen Vernunft an der Ostsee das Gefühl als Princip des ethischen Lebens ächtete, als Verfechter der Welt des Gemüths auftrat und in dem Liede an die Freude singt, »wem der grosse Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein,« — wer

[9]) K. Goedeke, Grundriss der Geschichte der deutschen Dichtung. II. 982.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch nur eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der mische seinen Jubel mit dem seinigen; wenn er, der Sänger der Lebensideale, nachdem diese, die einst das trunkene Herz geschwellt, zerronnen, der rauhen Wirklichkeit zum Raube, was einst so schön und göttlich war, sich nur noch mit Beschäftigung tröstet und mit der Freundschaft treu bewahrtem Schatz, deren leise, zarte Hand alle Wunden heilt und des Lebens Bürde theilt. Der reichste Fürst in der getauften Welt, in dessen Staaten die Sonne nicht unterging, fleht in Don Carlos (III. 5) die Vorsicht an um einen Freund, den seltenen Mann mit reinem offenen Herzen, mit hellem Geiste und unbefangenen Augen, der ihm die Wahrheit finden helfe, der Ruhe seinem Herzen und seinen Nächten Schlaf zurückbringe; und der verschlossene, geheimnissvolle Feldherr des dreissigjährigen Krieges seufzt schwer nach seines jugendlichen Freundes Tode: »Die Blume ist hinweg aus meinem Leben — Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen, — Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder. Denn über alles Glück geht doch der Freund — Der's fühlend erst erschafft, der's theilend mehrt.« (Wallensteins Tod V. 3). — Goethe lässt seine Iphigenie (IV, 1) das dankbare Geständniss thun: »Denken die Himmlischen — Einem der Erdgeborenen — Viele Verwirrungen zu — Und von Schmerzen zur Freude — Tief erschütternden Uebergang, — dann erziehen sie ihm, — dass in Stunden der Noth — Auch die Hülfe bereit sei, — Einen ruhigen Freund«. — Wie sich die meisten unserer Lebensideale an Schiller entzündet haben, so war ein anderer und total verschiedener Repräsentant des damaligen idealistischen Geisteslebens in Deutschland Jean Paul. Auf unsern Gegenstand bezügliche Stellen finden sich in Anthologieen zusammengestellt; es sei nur hier an seine Blumen-, Frucht- und Dornenstücke (1796) erinnert. — J. G. Herder widmet ihm in den zerstreuten Blättern (I, 320) den Artikel: Liebe und Selbstsucht, wo die Worte zu lesen: »Die Schöpfung kennt nichts Edleres, als zwei freiwillig und unauflöslich zusammengeschlungene Hände, zwei freiwillig eins gewordene Herzen und Leben«. — G. E. Lessing, getrennt von seinen Freunden in Berlin, wie M. Mendelssohn, Nikolai und anderen, verkümmerte in seiner Einsamkeit zu Wolfenbüttel. — J. J. Winkelmann, der erste Kenner griechischer Kunst, geht sein ganzes Leben lang darauf aus, einen Freund zu finden; er hält die Freundschaft für einen Phönix, von dem viele reden, den keiner gesehn; er hält sie für die grösste aller menschlichen Tugenden und findet die Ursache des Mangels derselben in der Religion, in welcher wir erzogen werden, da sie der Privatfreundschaft nicht einmal dem Namen nach gedenkt, während die Heiden sie anbeteten [10]). — Denselben antiken Sinn für die heroische Freundschaft hegte bekanntlich auch W. v. Humboldt, der sich überhaupt immer auf die Höhen des Lebens flüchtete. — Unter den ruhmvollen Eigenschaften des grossen Königs

[10]) H. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, 1864, I, 418. — Dass aber unsere Religion nicht hindert, beweiset ausser unzähligen andern Beispielen die segensreiche Freundschaft zwischen dem frommen Sailer und dem uns noch immer unvergesslichen Melchior v. Diepenbrock.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich II. stehen seine Haupttugenden: Vaterlandsliebe und Freundschaft oben an. In der Brust dieses männlich schweigsamen Königs wohnte ein zartes und weiches Herz, welches von Gefühlen der Kindes- und Verwandtenliebe, der Dankbarkeit und der Freundschaft, wie das vielleicht weniger Menschen, erfüllt und durchdrungen war. Es strömt warm und voll aus in dem kostbarsten Schatze seines schriftlichen Nachlasses, in den Briefen an seine Freunde: seinen Lehrer Duhan, an Suhm, Kaiserling, Winterfeld, Jordan, Algorotti, Fouqué, Hoditz, Gotter und vor allen an den Marquis d'Argens. Sie Alle rafft der Tod vor ihm hin und sie hinterlassen in dem Innern des traurig Vereinsamten schreckliche Lücken, ja einen nur durch das Pflichtgefühl beschwichtigten Lebensüberdruss.[11])

Und so liessen sich noch zahlreiche Beispiele von Männern sammeln und beibringen, welche in der Freundschaft Ergänzung ihres Wesens, Förderung ihrer Thätigkeit, wahres Lebensglück fanden und dasselbe durch ihre Aussprüche bezeugten, aber der Umfang dieses Schriftchens muss sich auf enge Grenzen beschränken. Es fragt sich jetzt, wie sich den angeführten Thatsachen gegenüber Philosophie und Religion verhalten. — Die alten Philosophen haben darin die Freundschaft im Ganzen höher gestellt, als die Mehrzahl der neueren, dass sie dieselbe unmittelbar aus einem moralischen Grundtrieb der Seele herleiteten, Vergnügen und Nutzen aber, welchen sie den einzelnen Personen verschafft, als eine beiläufige Zugabe ansahen. Von dem Streben nach dem Gesellen des Gleichen zu dem Gleichen gehe die erste Anziehung aus, so dass das später hervortretende Ungleiche nicht trenne, sondern sich ergänze und ausgleiche. Sie waren schon darüber einig, dass nicht das Bedürfniss Quell der Freundschaft sei, dass dieser kameradschaftliche Sinn über die ganze Natur verbreitet sei und sich äussere selbst bei vielen Thieren, während nur die Feindschaft z. B. der Spinnen sprichwörtlich geworden, Einsamkeit und gegenseitige Eifersucht Charakter der Raubthiere sei.[12]) Dieser Sinn des Zusammenhanges der Seelen bewirke eine Steigerung des Gefühls des eigenen Lebens und des Selbstvertrauens durch Anschauung des Wirkens

---

[11]) Friedrich d. Gr. in seinen Schriften, von Alfred Boretius, in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und von v. Holtzendorf V. S. 17: »Wie reich und vielseitig das Gemüths- und Verstandesleben des Königs war, dafür zeugen nicht seine Gedichte und Abhandlungen, sondern seine Briefe. Was er für den Staat geduldet, wie er nicht einen, sondern hundert qualvolle Tode während der Zeit des siebenjährigen Krieges gestorben ist, davon meldet nichts die von ihm geschriebene Geschichte seiner Zeit, sondern seine Briefe, ganz vornehmlich die an Marquis d'Argens, die eine Tragödie enthalten, so erschütternd, wie nur irgend eine des Sophokles oder Shakespeare. Wahrlich, einen Schwamm statt des Herzens muss der in der Brust tragen, wer diese Briefe liest, ohne von Liebe und Bewunderung für diesen König erfüllt zu werden.«

[12]) Cic. Laelius c. 14: »Nihil est enim appetentius similium sui, nihil rapacius, quam natura.« c. 9: »Quid enim? Africanus indigens mei? minime hercle! ac ne ego quidem illius: sed ego admiratione quadam virtutis ejus, ille vicissim opinione fortasse nonnulla, quam de meis moribus habebat, me dilexit, auxit benevolentiam consuetudo. Sed quamquam utilitates multae et magnae consecutae sunt, non sunt tamen ab earum spe causae diligendi profectae.«

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Verwandten; dieser Urtrieb bejahe das höhere, geistige Leben, verneine aber das niedere, leibliche Leben, während der Trieb der Selbstsucht das höhere verneine, das niedere, das Naturleben bejahe. Das allmähliche in einander Hineinwachsen der Seelen in Lebensansichten, Gedanken und Empfindungen sei das Element, welches der Freundschaft Festigkeit und ihren Werth, den der Treue, verleihe. — Schon Empodokles aus Akrigent (Ol. 80) setzt in die zuerst von ihm angenommenen vier Elemente der Welt zwei bewegende Kräfte, die einigende Freundschaft und den trennenden Hass. Jenes Princip entwickelt und gesellet sie in einander, dieses trennt, so dass das Einzelne bleibt, was es ist. — Pythagoras war der erste der griech. Philosophen, der die Freundschaft in Schule und Leben einführte, indem er unter seinen Schülern die innigste Seelenvereinigung stiftete und reine Freundschaft zur Pflicht machte, deren Grundgesetz war möglichste Gemeinschaft aller Lebensgüter und gegenseitige sittliche Förderung, um Harmonie der Seele zu erzeugen.

Ueber Liebe und Freundschaft als einem wesentlichen Beförderungsmittel der Erkenntniss und Sittlichkeit muss sich Sokrates sehr bestimmt ausgesprochen haben, wie aus den Aeusserungen Xenophons (Symp. 8, 12, Memorab. II, 4—6) hervorgeht. Er pries namentlich die Freundschaft von Seiten ihrer Nützlichkeit als ein Gut, welches in allen Lagen des Lebens zu helfen und zu erfreuen geeignet sei. »Du weisst,« sagt er (Memorab. II, 6, 35), »dass eines Mannes Tugend darin besteht, die Freunde im Erweisen von Gutem, die Feinde im Erweisen von Uebelem zu übertreffen.« Sokrates verbietet freilich im weiteren Verlauf seiner Unterhaltungen, den Feinden Böses zuzufügen und lässt nur Abwehr der zugefügten Unbill oder Wiedervergeltung zu. Entschiedener erhebt sich über den national-griechischen Standpunkt Plato (Crit. 49, 9; Georgias 469, b: Staat 1, 334), indem er im Einklang mit seinem Moralprincip, dass der Mensch nach Gottähnlichkeit zu streben habe, schlechterdings verbietet Unrecht zu thun und zu vergelten, nicht einmal einem Feinde und nicht einmal für den Freund. Und wem konnte dieses Thema näher liegen, als ihm, der in Sokrates nicht nur seinen Lehrer, sondern auch seinen Freund verehrte, dessen ganze Lehre mit der der Pythagoreer im engsten Zusammenhange stand? Wird doch nächst der Ideenlehre die Lehre von der Liebe vorzüglich als Wahrzeichen der Platonischen Philosophie betrachtet. Und in der That verknüpft er Liebe und Freundschaft in seinen bald mythischen, bald dialektischen Darstellungen nicht von aussen mit seinem System, sondern lässt sie durch die eigenen Kräfte seiner ethischen Ideen aus dem Innern hervortreiben.[13]) Das früheste Werk, in welchem er das Wesen und den sittlichen Werth der Freundschaft darzustellen versucht, ist der Lysis. Hier stellt er sie zunächst als ein die ganze Natur weltbeherrschendes Gesetz auf, das nämlich der gegenseitigen Anziehung des Gleichartigen und Aehnlichen; dieses sei nur das Gute, da das Böse das ewig Unstäte, nie sich selbst Gleiche sei. Daher

[13]) F. Schleiermacher, Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre, Berlin, 1803, S. 402.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sei Freundschaft nur unter Guten möglich. Aber er verkennt dann auch nicht das Gesetz, wonach sich grade Ungleichartiges, verschiedene, einander ergänzende Naturen anziehen, und indem er beide Sätze zu vermitteln sucht, erhebt er sich zu dem schönen, den wahren psychischen Grund der Liebe und Freundschaft enthaltenden Gedanken, dass die Sehnsucht der Liebe nichts anderes sei, als der dunkele Drang der Seele, die ihre Mängel fühlt, nach dem Guten und Vollkommenen; dass weder das Gute noch Böse des Guten Freund sei in Folge des Gegenwärtigseins eines Bösen; denn der liebenden und doch noch unvollkommenen Seele sei das Gute zugleich ähnlich und doch wieder unähnlich. So könne mit gleichem Rechte die Aehnlichkeit wie die Unähnlichkeit der Naturen Grund der Freundschaft genannt werden; das Eine wie das Andere sei nur relativ wahr. Demnach liege das sittliche Wesen der Liebe in dem sich ergänzenden, gemeinsamen Streben verwandter und zugleich verschiedener Naturen nach dem höchsten Gute, inwiefern der einzelne Mensch bei dem Bewusstsein, wie wenig er in seiner Vereinzelung der Idee der Menschheit entspreche, nothwendig zu seiner Vervollkommnung der innigsten Verbindung mit andern, ihm ursprünglich verwandten Naturen bedürfe. Im Geiste seines Volkes, aber im Gegensatze zu dem damaligen unsittlichen Verkehr älterer und jüngerer Männer fasst er die Freundschaft als eine von sinnlicher Neigung ausgehende, durch ernsten Kampf aber sich immer mehr läuternde und vergeistigende Liebe älterer Weisheitsfreunde zu jüngeren, von gleichem Streben beseelten Männern, welche Liebe unwiderstehlich zu geistiger Mittheilung, zu gemeinsamer Ideenerzeugung dränge und so das kräftigste Beförderungsmittel alles höheren sittlichen wie wissenschaftlichen Lebens werde. — Diesen vom Sokratischen Standpunkte aus aufgestellten Begriff der Freundschaft erhebt er dann im Georgias zu seiner ganzen ethischen und kosmischen Bedeutung, indem er die Gemeinschaft, welche die Folge der Freundschaft ist, und die Liebe, welche ihre Quelle, zugleich als die Seele der physischen wie der ethischen Gesetze anerkennt und die wahre Freundschaft für das Band und Wesen jeder sittlichen Staatsordnung und jeder ethischen Lebenskunst erklärt. — In dem Phädrus und in dem Gastmahle lässt Platon mehr das Moment der Schönheit hervortreten als die am unmittelbarsten den Trieb der Liebe erregende Idee. Er erörtert das Wesen derselben und ihr Ziel, d. h. die Empfänglichkeit für ideale Schönheit, die stufenweise Erhebung der Seele von persönlicher Neigung zu immer mehr geläutertem Schönheitssinn. Beide genannte Gespräche ergänzen sich auf das trefflichste; in dem einen, in dem mehr das körperlich Schöne in den Vordergrund tritt, wird gezeigt, wie die Liebe entsteht und was sie wirkt, in dem andern, was sie ihrem Wesen nach ist und was sie nicht sein soll; in dem einen ist die Liebe die Wurzel und das Entwickelungsprincip alles höheren und freieren, selbstständig ausgebildeten Seelenlebens, in dem andern, wo dieses Wort in weit umfassenderem Sinne genommen wird, der Weg zu dem erhabensten Ziele, zur reinsten Erkenntniss der ewigen Wahrheit und des höchsten Gutes und zur wahren Glückseligkeit. — Mit diesen Ansichten erhob sich Platon über die populäre, an strenge Methodik nicht gebundene Sitten-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lehre des Sokrates. Ganz befreit von dem Einfluss dieses Lehrers, ja oft erhaben über die ethischen und religiösen Ansichten seiner Zeit und seines Volkes erscheint er in den letzten Schriften seines Lebens, in dem Philebus, in dem Staate und in dem Timäus. Seine Weltanschauung ruht hier auf einem idealistischen Dualismus; er hält nichts für wahr als die allgemeinen Begriffe der Gattungen, alles Individuelle nur für eine Beschränkung und Trübung derselben; der Einzelne habe sich nur zu läutern zum Werkzeuge der allgemeinen Gesetze und zur Darstellung der allgemeinen Begriffe. Und so setzt er in seinem unsterblichen Buche über den Staat die ganze Tugend des guten Bürgers in die Gerechtigkeit, die schlechterdings kein Unrecht thut oder vergilt auch dem Feinde gegenüber, oder richtiger, vermöge deren jeder das Seinige thut, d. h. im Interesse des Staates thätig ist, dessen Gleichheit und Einheit die Seele seines gesunden Lebens sei; in dem wahren, von aller Spaltung und Sonderung freien Staate müsse Allen Alles gemeinsam sein, Freud und Leid, Beurtheilung und Auffassung, bis auf die Organe des Leibes. Es könne sich nur um die Glückseligkeit des Ganzen handeln, diesem Zwecke habe sich der Einzelne unterzuordnen, nicht mehr Glückseligkeit zu verlangen, als sich mit der Schönheit des Ganzen verträgt; er soll ausser dem Staate nichts haben, nichts sein. Hieraus folgt die strenge, fast ägyptische Scheidung der Stände, bei dem höheren derselben oder bei den Herrschenden Aufhebung des Eigenthums, der Ehe und des geschlossenen Familienlebens, alles besondern, ausser und neben dem Staate bestehenden Daseins. Alle diese Verhältnisse, wie auch Erwerb, Erziehung und Unterricht, Kunst und Wissenschaft, Sitte und Religion werden nicht einem Einzelnen, sondern der Lenkung und Leitung der obersten Staatsbehörde gänzlich anheimgestellt. — Indem Platon so jeden Schatten eines persönlichen, selbständigen Daseins tilgt und das naturgemässe Moment der Individualität beseitigt, konnte er auch in seinem Staate, dieser grossartigen, das ganze Leben seiner Bürger umfassenden Erziehungsanstalt, der Freundschaft keinen Platz einräumen. Die Edelsten im Staate, die Wächter, sagt er (S. 387), werden sich vor allen selbst genug sein, um ein tugendhaftes Leben zu führen, und weniger als sonst einer eines Andern dazu bedürfen; Freundschaft soll jeder von ihnen nur mit sich selber schliessen, damit in ihm kein Misston und kein Aufruhr herrsche (S. 443); sie haben sich alle als Brüder zu betrachten (S. 403) und sollen Freunde sein nur der Wahrheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Besonnenheit (S. 487). Da ihr Geist nur mit dem Seienden und Ewigen beschäftiget ist und ihr Auge nur nach der Idee des höchsten Gutes als seiner Sonne hinblickt, so hat es keinen Blick für das Menschliche und Zeitige (S. 510); sie sollen einst aus dem Leben scheiden und zur Unsterblichkeit eingehen, nachdem sie sich hier auf Erden mit sich und den Göttern befreundet haben (S. 621). Denn mit der Wirksamkeit für den Staat sollen doch die besten seiner Bürger sich nicht befriedigt fühlen, sondern über ihn hinaus nach höheren und weiteren Zielen streben, welche einem nur geahnten, ewigen Gottesreiche, einer Weltzeit angehören.

Ein solches Aufgehen aller Individualität in dem allmächtigen Willen des Staates

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war die mit unerbittlicher Strenge gezogene Folgerung aus der Platonischen Staatsidee und dem auf die Spitze getriebenen althellenischen Tugendprincip, das die Tugend des Bürgers darein setzte, mit selbstbewusster, freier Hingebung alle persönlichen Zwecke, Neigungen, Interessen den Zwecken der Staatsgemeinde zum Opfer zu bringen. Dahin drängte den Platon sein Kampf gegen jene neueren Denker, Naturphilosophen und Sophisten, welche in schrankenloser Willkür subjektiver Meinung sich über göttliche und menschliche Autorität, über fromme Sitte und religiöses Herkommen hinwegsetzten, der Macht der Allgemeinheit die Rechte der freien Persönlichkeit entgegenstellten und in dem Staate nichts Heiliges, die höchste Form der Sittlichkeit, sondern nur ein Werk der Gewalt oder der Noth erblickten. Diese Ansichten Platons waren eine Folge der Betrachtung der trostlosen Verhältnisse Athens und der durch die Selbstsucht Einzelner zerrütteten Athenischen Demokratie; eine Folge seiner Vorliebe für die Formen des altdorischen Staates, für das spartanische Staatswesen, das in seiner unerschütterlichen Festigkeit wie ein Fels den Wogen der Demokratie entgegenstünde und den Frieden gewährte fern von allem Parteitreiben, nach welchem seine Seele oft sich sehnte (Theätet S. 173).

Aber die Bedeutung der Individualität, der unendlichen Mannigfaltigkeit des wirklichen Lebens verkannt und nicht bedacht zu haben, dass der Sondergeist nicht Entartung und Verbildung sei, sondern in Wahrheit auf dem Wesen der Menschennatur beruhe und zusammenhänge mit der höchsten Entfaltung ihrer mannigfachen Anlagen, wirft als einen Grundfehler Aristoteles der Platonischen Metaphysik vor. Unserm Gegenstande widmet er das achte und neunte Buch seiner Nikomachischen Ethik, wo er von der Heiligkeit der Ehe redet, von den sittlich seelischen Banden, welche das Familienleben knüpft, von den Tugenden der sinnlichen Selbstüberwindung und der freiwilligen Wohlthätigkeit, wo er Familie, Eigenthum, Individuum rettet vor dem unerbittlichen Radikalismus seines grossen Lehrers. Die Freundschaft kannte er aus eigener Erfahrung; mit Wärme des Gefühls, wenn auch ohne systematische Ordnung bespricht er sie vom praktischen Standpunkte aus, betrachtet alle ihre Erscheinungsformen mit dem prüfenden Auge eines Naturforschers und wirft viele Fragen auf, an welche seine Vorgänger nicht gedacht. — Freundschaft, lehrt er, ist Tugend oder doch mit der Tugend verknüpft. Sie ist ein so nothwendiges Lebensbedürfniss, dass ohne sie Niemand leben möchte, auch wenn er alle andern Güter besässe. Sie besteht in einem gegenseitigen sich kundgebenden Wohlwollen. Ob sie aus Gleichheit oder aus Entgegengesetztem hervorgehe, lässt er dahin gestellt, gewiss aber ist, dass Wohlwollen aus der Liebe stammt, die Quellen dieser aber dreifach sind: das Nützliche, das Angenehme, das Gute. Letzteres wird seiner selbst willen gewählt, daher nur unter Guten echte Freundschaft. Das Gefühl derselben ist ihm Quelle aller menschlichen Verbindungen, wie zwischen Eltern und Kindern, Ehegatten und Verwandten und Staatsbürgern. Sie kann nur bestehen unter Wenigen und bei gereiftem Alter und befestigten Grundsätzen. Nichts ist ein grösseres Glück, als ein solcher Bund, wodurch der Freund des andern Ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werde, nur zu beklagen ist die Gleichgültigkeit gegen ein solches Gut, das gar selten ist. Daher Aristoteles nach Diogenes von Laerte (V., I.) einst ausgerufen haben soll: „Freunde, es giebt keinen Freund.“ —

Nach Aristoteles herrschten die Stoiker in allen Schulen und in den Herzen der Edelsten unter Griechen und Römern. Sie rechneten zwar die Freundschaft unter die Güter, d. h. sie hielten sie für etwas wahrhaft Nützliches, für einen Theil der wahren Glückseligkeit, sie bestehe nur unter Tugendhaften und werde nicht des Vortheils wegen gesucht (Cic. d. fin. III. 21), aber sie begründeten sie nicht als etwas Sittliches und Nothwendiges. —

Dass Plato in seinem wahrhaft prophetischen Buche über den Staat einer der bedeutendsten Vorläufer des Christenthums und der christlichen Kirche gewesen, dass ihn der Kampf gegen die Verderbtheit seiner Zeit zu einer erhabenen Weltanschauung und bis an die Grenzen der reinsten aller Religionen hingeführt hat, ist wohl von selbst in dem Obigen zu Tage getreten. Wie in seinem Staate kein Platz für die Freundschaft ist, so machten auch schon die englischen Deisten und, wie wir oben gesehen, auch Winkelmann der Religion der Liebe den Vorwurf, dass sie, gegen die Freundschaft gleichgiltig, dieselbe nicht ausdrücklich fordert, ja sie kaum zulässt, da das Individuum sich selbst verleugnen, seine Natur überwinden, demnach zur Freundeswahl kein Recht, noch eine Pflicht habe. Sie statuirt nur eine Freundschaft, die mit Gott; denn Jesus sagt zu seinen Jüngern, nachdem sie alle Dinge verlassen hatten und ihm nachfolgten: „jetzt nenne ich euch nicht mehr Knechte, sondern Freunde“ (Joh. 15, 15); „jeder, der nicht allem entsagt, was er besitzt, nicht Vater und Mutter verlässt, kann mein Jünger nicht sein,“ sagt der Herr; „so jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein“ (Luk. 14, 26). Ausdrücklich warnt er, bei der freundschaftlichen Liebe stehen zu bleiben und dieselbe als einen Beweis der Kindschaft Gottes anzusehen, „so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für einen Lohn haben? thun nicht dasselbe auch die Zöllner?“ (Math. 15, 46). „Und wenn ihr euren Wohlthätern wohl thut, wess Dankes habt ihr davon? denn die Sünder thun dasselbe auch; darum liebet eure Feinde“ (Luk. 6, 33). Das ist sein königliches Gebot, in dem alle andern Gebote enthalten sind: „Du sollst Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe und von allen deinen Kräften und sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst,“ d. h. alle und jede Nebenmenschen, es mögen deine Freunde sein oder deine Feinde, sie mögen deine Glaubensgenossen sein oder nicht. (Matth. 5, 44. 22, 57; Luk. 10, 29; Gal. 5, 14; Röm. 13, 8, 9[14]). Ausser dieser allgemeinen Liebe zu allen Nebenmenschen wird uns nur noch die Liebe der Gläubigen unter einander, die brüderliche Liebe ans Herz gelegt (Matth. 23, 8). Demnach sieht der fromme Johannes

[14]) Den Ausspruch bei Luk. 16, 8: „machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon“ wird kein Bibelkundiger als hier anwendbar betrachten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tauler in einer besonderen Anhänglichkeit an einen Nebenmenschen mehr eine fehlerhafte als verdienstliche Liebe, mehr ein Hinderniss als ein Beförderungsmittel christlicher Tugend[15]). Mit dieser Ansicht stimmt merkwürdigerweise J. G. Fichte in seinem System der Sittenlehre (1708, S. 402) überein, wo er lehrt, pathognomische Liebe, besondere Zuneigung zu dieser oder jener Person, sei nicht sittlich, sie sei blos natürlich, Triebfeder unserer Handlungen solle und dürfe sie nicht sein, inwiefern doch die Wahl des Freundes unwillkürlich und durch einen gewissen Zauber der Natur hervorgerufen werde, Gelegenheit Diebe mache wie Freunde; eine Handlung aber, die mit keinem Willen verbunden ist, auch nicht sittlich sei und dass ausserdem die Liebe eben so parteiisch sei wie der Hass. Daher sei (S. 431) wahre Freundschaft nur in der Ehe möglich, da aber erfolge sie nothwendig. So scheint Fichte das Wesen der über alle Sinnlichkeit erhabenen Freundschaft zu verkennen, wie sie auch J. Kant, der trockene Kritiker der reinen Vernunft und Urheber des kategorischen Imperativs, allzusehr beschränkt, indem er zwar eine moralische und ästhetische Freundschaft unterscheidet ohne hinreichenden Unterscheidungsgrund, aber durchweg an dem Moralgesetz festhält, welches Befolgung nur aus Pflicht verlangt, nicht aus Vorliebe, die man gar nicht voraussetzen kann und soll. Was nicht aus Pflicht geschieht, sondern nach eigener Lust, geschieht nicht aus moralischer Gesinnung (Krit. der prakt. Vernunft I., 1, 3). In ihrer Reinigkeit oder Vollständigkeit als erreichbar gedacht, sei Freundschaft nur das Steckenpferd der Romanenschreiber, allenfalls existire die moralische Freundschaft, das völlige Vertrauen zweier Personen in Mittheilung ihrer Geheimnisse, hin und wieder in ihrer Vollkommenheit (Tugendlehre § 46 und 47). —

So hat die Freundschaft bisher auf der einen Seite begeisterte Lobredner gefunden, dass sie ein hohes sittliches Gut sei, dass es Pflicht jedes Einzelnen sei, sich Freunde zu erwerben und zu erhalten, auf der andern kalte, bedenkliche Beurtheiler, als sei sie mehr ein Hemmniss des sittlichen und christlichen Lebens, als ein Beförderungsmittel. Mit wenigen Worten lässt sich eine Vermittelung der Extreme dieser Meinungen nicht versuchen, nur könnte man in Bezug auf Platons Staat die Freundschaft insofern in Schutz nehmen, als er in diesem seinem Hauptwerke die Tugend der Gerechtigkeit nur im Grossen, d. h. im Staatsleben nachweiset; dass vor der Idee des Guten, der Sonne des Weltalls, das Einzelne und Menschliche ganz verschwindet; dass er damit seine in den früheren Werken erörterten Lehren, in denen er die individuelle Liebe als nichts Unwesentliches betrachtet, nicht widerruft und dass überhaupt die alten Philosophen, da der Geist des damaligen Lebens ein politischer war, weniger in die engeren Lebensverhältnisse herabzusteigen pflegten. Auch könnte man aus manchen Stellen des genannten Meisterwerkes folgern, dass Plato die Freundschaft stillschweigend voraussetzt, wie S. 386, dass Knaben die Freundschaft unter einander nicht gering achten sollen; S. 424, dass überall dem Sprichworte gemäss so viel wie möglich Freundes Gut gemein-

[15]) In dem Büchlein voll frommen Tiefsinns: Von der Nachfolge des armen Lebens Jesu Christi II., § 86, vgl. II. 59.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sam Gut werden müsse; S. 451: Freunde hinsichtlich des Guten, Schönen und Gesetzmässigen irre zu führen, sei ein eben so grosses Vergehen, als an einem unfreiwillig zum Mörder zu werden; S. 576: dass der Gewaltherrscher seiner Natur nach von Freiheit und wahrer Freundschaft nie etwas zu kosten bekomme.

Ebenso kann die Lehre Christi gegen den oben erwähnten Tadel der englischen Deisten vertheidigt werden; sie steht so erhaben da, dass ihr alle engeren menschlichen Bande und Verhältnisse gleichgiltig sind oder richtiger, Mass und Einrichtung von ihr erhalten ohne ausdrückliches Gebot, wie ja auch aus der höhern und göttlichen Gemeinschaft der Apostel und der ersten Bekenner nicht zu folgern ist, dass der Christ nicht im Staatsverein leben und wirken dürfe. Dass die Religion der Liebe die Freundschaft nicht verwirft, erkennt man auch daraus, dass sie ausdrücklich meiden heisst, was sie besonders verletzt und zerstört (2. Tim. 3, 2), das schändliche Laster des Undanks.

Und sollte denn, wie der Staat ein legales, so die Ethik ein gleichmässiges moralisches, nur von der Vernunft bestimmtes Handeln zu fordern haben? Sollte Gemüthsstimmung, Herz, Phantasie, Temparament, kurz das Eigenthümliche, Individuelle gar keinen ihm gebührenden Antheil daran haben und damit das Recht der Freundschaft? jene Individualität, für welche Schleiermacher als ein begeisterter Prophet in seinen jugendlich idealen Monologen wie in seiner Kritik der Sittenlehre auftrat? Wenn wir den Verstand demüthigen vor der Vernunft, die Vernunft aufrufen zu dem unterstützenden Bündniss mit dem Herzen und beide niederfallen lassen vor der Religion, so kommt auch das Individuelle und Originelle zu dem ihm gebührenden Rechte, welches Individuelle kein Defect, keine Unvollkommenheit unserer Natur ist, sondern im Gegentheil ein echt menschlicher Vorzug, während das Thier nur das Leben der Gattung lebt. Mag auch dieses Individuelle oft bis zu lächerlicher Sonderbarkeit und bis zu einer schreienden Schärfe gegen Widerstrebendes ausarten, daraus ist doch hervorgegangen alles Grosse, was in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft geschehen; nur ein einziger daherstammender freier Entschluss gehört, wie Schleiermacher sagt, dazu, ein Mensch zu sein und es für immer zu bleiben. Freilich giebt es Berufsarten und Verhältnisse, welche dieses Eigenthümliche zurückdrängen, aber der Sinn für das in Rede stehende ideale Gut kann sich überall manifestiren, und wenn auch die Erfahrung lehrt, dass nicht jeder für ein so enges Verhältniss und eine vertrauliche Ergiessung des Herzens, wie sie uns Bedürfniss und Genuss ist, Neigung hat und dass wir nicht unbedingt nach der Empfänglichkeit dafür den Werth eines Menschen abmessen dürfen, da es grosse und treffliche Männer, ihrer Zeit voraneilende Genies gegeben, welche nur für das Grosse, für die allgemeine Richtung der Kräfte, den Geist des Lebens Sinn, aber keinen Geschmack hatten für das Kleine, Einzelne, mithin der Freundschaft im engsten Sinne weniger fähig waren [16]); so wird es wohl im Allgemeinen

[16]) Schopenhauer, die Welt als Wille und Vorstellung II. 390. Beneke, pragm. Psychologie II. 102.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dabei bleiben, dass, wie unser ehrwürdiger Elvenich in seiner Moral (II. 274) lehrt, im Interesse der Sittlichkeit und inneren Glückseligkeit die Freundschaft zu erstreben ist, und dass der, welcher gegen sie ganz gleichgiltig ist, in seiner Selbstgenügsamkeit von verderblichem Egoismus schwerlich frei sein dürfte.

Nun klagt man über das gegenwärtige Zeitalter vornehmlich im Hinblick auf das vorige Jahrhundert, dass der neuern Generation die Organe für eine innige, uneigennützige Sympathie der Seelen gleichsam verknorpelt und abgestorben seien, dass bei dem Pfeiffen der Lokomotiven, dem Getöse der Waggons, dem Hämmern und Klappern der Fabriken der reine Dienst dieser Idee mit der Liebe zu idealen Lebensgütern überhaupt dem Baalsdienste des Materialismus zum Opfer gefallen sei unter Menschen von keiner Sehnsucht nach etwas Höherem als dem Diesseitigen und dem sogenannten Praktischen; dass in diesem Grade der speculirende Verstand uns die Welt des Gemüthes und jeder tieferen Empfindung verschlossen, an allen Idealen arm gemacht und das Leben seines dauerndsten Reizes[17]) beraubt habe. Obgleich die Erziehung immer ideale Zwecke zu verfolgen habe, wie man sie auch bezeichnen möge, so erzögen wir Lehrer heute doch nur Verstandesmenschen, welche keine Ideale mehr im Herzen trügen, denen leider oft Religion, Liebe und Freundschaft, Staat und Kirche überwundene Standpunkte seien; wo bemerke man noch Jugendfreundschaften auf Schulen, obgleich es doch das glückliche Vorrecht derselben sei, selbst harte Wechselfälle des Lebens zu überdauern? wie bald werde der Glaube an das Ideale, wo er etwa noch vorhanden, von der rauhen Wirklichkeit verletzt und verscheucht durch den rücksichtslosen Realismus des höheren Alters, weil er nur eine unpraktische Träumerei! welcher Vater gebe heute seinem Sohne den Rath des Polonius bei Shakespeare (Hamlet I., 3) mit auf den Weg in die Fremde: „Den Freund, der dein ist und dessen Wahl erprobt, Mit ehernen Banden bind' ihn an dein Herz?" Wen aber für den Verlust jenes Gutes in gedankenloserer Auffassung des Lebens der oberflächliche Verkehr in öffentlicher Geselligkeit, Geschäftsfreundschaft, Bekanntschaft und Aus- und Eintausch von Gastmählern entschädigten, wem es nicht die Mühe lohne, tiefer in das Innere seines Nebenmenschen einzudringen und ihm das eigene zu offenbaren, — der sei wirklich nicht um seine Genügsamkeit zu beneiden. Denn wenn auch kein Vernünftiger die Geselligkeit tadeln und aus ihr Witz und Scherz, die anmuthige Freude, das leichte, erheiternde Gedankenspiel verbannen möchte, womit wir das Gedränge der irdischen Noth und Sorge unterbrechen und neue Kräfte zum Kampfe um das Dasein sammeln, so sei es doch gewiss, dass in grösseren geselligen Kreisen der Einzelne die Eigenthümlichkeit seines Wesens, den bessern Theil seines Ichs nicht äussern dürfe, wolle er nicht gegen Form und Sitte verstossen; eine gegenseitige Eröffnung der Gemüther erfordere eine so innige Nähe und Stille, dass nur wenige daran theilnehmen könnten, das erheische ein engeres Freundschaftsbündniss.

---

[17]) Dr. L. Wiese, von Lebensidealen; ein Vortrag, Berlin, 1868.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und einen solchen Fund zu machen, den Schlüssel zu erfassen, welcher uns das eigentliche Innere des uns gegenübertretenden Menschenwesens eröffnet und zum reinsten Lebensgenuss hinleitet, sei also Pflicht.

Diese im Allgemeinen nicht unbegründeten Klagen könnten wohl zunächst durch die Erwägung beschränkt und widerlegt werden, dass das menschliche Leben von Zeit zu Zeit wechselnde Gestaltungen annimmt, und dass sich das Verhältniss der geistigen Güter mit jedem Geschlecht verändert und nie in demselbeu Grade nach allen gestrebt wird; dass wie Leidenschaften und Laster in den verschiedenen Perioden der Geschichte ihre Formen, ihren Gang und Ton ändern, so auch bei unserer unvollkommenen Natur nicht alle Tugenden gleichen Schritt halten, sondern die einen jetzt hervorglänzen, während andere im Hintergrunde stehen bleiben. Und hat es auch seine Richtigkeit, dass der Adel der menschlichen Natur bei denen zu finden ist, welche in der Liebe zu idealen Lebensgütern ihr Glück finden, darnach streben und für sie kämpfen, so ist doch Liebe und Freundschaft nur eines von diesen Gütern, wie es auch ausser dem Triebe der Geselligkeit, woher jene stammen, noch andere ebenso edle giebt, welche zeitweise mehr hervortreten und befriedigt werden dürfen. Was aber den Freundschaftskultus der Griechen anlangt, so müssen wir bedenken, wie er mit dem Parteitreiben des antiken Freistaates eng zusammenhing, wie zu ihrer Freundschaft als nothwendiger Gegensatz auch die Feindschaft gehörte; wer keinen Feind habe, meinte man, habe auch keinen Freund und der rechte Mann müsse Gutes wie Böses zurückzugeben wissen. Zu Schutz und Trutz gegen seine Gegner bedurfte man der Freunde, während wir in einem geordneten Staatswesen genügenden Schutz finden an dem Gesetz. Jene antike Freundschaft könnten wir durch Nachahmung nur als eine Treibhauspflanze erziehn, da sich der politische Geist aus unserm Tugendbegriff ganz herausgezogen hat, und endlich wir, während jene im Diesseits ganz aufgingen, hier auf Erden nur Pilger sind, welche sich nicht zu tief einlassen dürfen mit einer Welt, die uns fremd bleiben soll. — Demnach danke jeder Gott, wenn Er ihm einen Freund zugeführt hat, und, ist dies nicht der Fall, hüte er sich, in frömmelndem Hochmuth ein Zeitalter als in Materialismus und Egoismus versunken anzuklagen, das andern Idealen nachstrebt, als die Vorzeit, das für des Vaterlandes Freiheit, Ehre und Einheit vor Kurzem Gut und Blut eingesetzt hat und durch eine im Kriege wie im Frieden bethätigte, opferwillige und in alle Winkel menschlicher Noth eindringende Nächstenliebe die ganze, sowohl heidnische als christliche Vergangenheit überstrahlt, so dass das Wort des Tacitus (Annal. 3, 55) auch von uns gelten könnte: „nec omnia apud priores meliora, sed nostra quoque aetas multa laudis et artium imitanda posteris tulit.“

KAYSSLER.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf